

Mundart lesen Mundart schreiben Wie denn?

Peter Eckert

**Mundart lesen!
Mundart schreiben!
Wie denn?**

**Hochdeutsche Gedanken zum
Platt-Schreiben und -Lesen**

Eine Erkenntnis, besser sollte ich sagen "eine meiner vorläufigen Erkenntnisse", ist diese:

Nichts Sinnvolles, das Menschenköpfe ersinnen, ist so sinnvoll, dass es nicht bei konsequenter Anwendung zu Blödsinn werden könnte.

Was das in Bezug auf Schreibung bedeuten könnte, hat unsere bislang letzte Rechtschreibreform überdeutlich vor Augen geführt. Immerhin hat sie aber auch etwas erreicht, was sicher im Absichtenkatalog ihrer Erfinder und Verfechter nicht vorgesehen war: Kaum jemand wusste noch in allen Fällen mit ausreichender Sicherheit, wie etwas zu schreiben ist. Das hat zu einer – aus meiner Sicht mit Maßen begrüßenswerten – Lockerung der Sitten geführt. Galt früher jemand schon als grenzdebil, wenn er nicht wusste, dass man gar nicht gar nicht zusammen schreibt, sieht man das inzwischen nicht mehr so eng. Man könnte ja der Nächste sein, dem ein vergleichbarer Lapsus unterläuft, und möchte dann auch nicht von Retourkutschen überrollt werden.

Aber was hat das mit Mundart zu tun?

Mundarten gibt es, je nach Feinheitgrad der Untergliederung, "ziemlich" bis "fast unzählbar" viele. Hochdeutsche Sprachen gibt's kaum zwanzig: die deutsche (früher in Ost und West untergliedert), die österreichische (Deutschland und Österreich unterscheiden sich bekanntlich vor allem durch die gemeinsame Sprache), die schweizerische (die zwar viele eigenständige Begriffe kennt, aber kein "ß", das einfach durch "ss" ersetzt wurde), das Rest-Hochdeutsch des ehemals deutschen Ostfrankreichs (z.B. Personen des dritten Alters statt Senioren), das bayerische, das viele regionale Eigenheiten trotzig verteidigt, das ... Die Aufzählung ließe sich noch eine Weile fortsetzen, gibt es doch an vielen Stellen Gebiete, in denen die deutsche Sprache Haupt- oder Nebensprache ist oder war. Ob Südtirol, Nordschleswig, Ostbelgien um Eupen-St. Vith, Luxemburg, Siebenbürgen, um nur die zu nennen, die mir spontan einfallen. ...

Mehr oder weniger wirkungsvoll setzt der Duden (und daneben einige gleichartige Werke) die Maßstäbe für die Umsetzung gesprochener Sprache in Schrift und umgekehrt. Aber so viel wissen wir doch alle: Derselbe hochdeutsche Text, gelesen von einem Bayern, einem

Hannoveraner, einem Hessen, einem Schwaben und einem Sachsen, dürfte für einen sprachkundigen Fremden so klingen, als handele es sich um ganz verschiedene Texte. Alle wenden dieselben Ausspracheregeln an, und doch kommt ein solcher Vielklang dabei heraus.

Daraus könnte man zumindest dies lernen: Die Regel allein tut es nicht; sie vermittelt allenfalls Vorstellungen. Mit den Werkzeugen, die uns die Schule mitgegeben hat, versuchen wir, aus Buchstaben Klang zu machen. Der umgekehrte Weg ist in der Standardsprache nicht ganz so einfach zu gehen. Zwischen Klang und Buchstaben stehen amtliche Regeln und mehr oder weniger verbindliche Wortverzeichnisse, die die Verschriftung so regeln, dass der Schreiber es gern, ungern oder auch nicht einsieht.

Käme es da nicht einem Wunder gleich, wenn diese Probleme bei der Verschriftung von Mundart nicht in weit größerem Umfang aufträten? Es gibt keine verbindlichen Regeln, keinen amtlichen Regelungsvorbehalt, dafür aber zweihundert Jahre Mundartschreibung in unterschiedlichsten Facetten. Und jetzt soll das alles mit einem Federstrich geregelt werden? Alle Probleme aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich auflösen, „triffst du nur das Zauberwort“? Wer's glaubt...! Ich jedenfalls nicht.

Wende ich mich den in unserer Region gebräuchlichen Verschriftungsregeln zu, finde ich zwei grundverschiedene Schulen vor. Konzentriere ich mich, weil meine Mundart hierhin gehört, auf das rheinfränkische Sprachgebiet lassen sich die beiden Gegenpole so beschreiben:

Typ 1, der ältere und alles in allem wohl weiter verbreitete (in den außersaarländischen Gebieten so gut wie ausschließlich genutzt), versucht die Schreibung möglichst nah an der Schriftsprache zu halten. Man verlässt sich darauf, dass die Lesenden wissen, wie ein Wort mundartlich zu lesen ist, selbst wenn es im Extremfall standardsprachlich geschrieben ist. Beispiel: Man weiß, dass man Tinde lesen muss, auch wenn Tinte geschrieben wurde, und dass Stadt klingen muss wie Schdadd. Vorteil dieses Verfahrens ist, dass die vom Hochdeutschen vertrauten Lesegewohnheiten nur moderat angepasst werden müssen. Nachteil ist, dass dem mit der Mundart nicht vertrauten

Leser oft auch nicht annähernd vermittelt wird, wie ein Wort klingen müsste.

Typ 2 versucht stattdessen, die Schreibung möglichst lautnah zu halten und dabei so weit wie möglich das aus der Hochsprache bekannte Lautsystem anzuwenden. Hauptvertreter in unserem Raum sind Prof. Max Mangold und Dr. Edith Braun, die erstmals mit ihrem Saarbrücker Wörterbuch eine weitgehend konsequente Schreibung entwickelten. Ähnlichkeiten mit dem im größten Teil der Deutschschweiz verbreiteten Verschriftungssystem für Mundarten sind unübersehbar.

Diese Schreibung setzt für Laute, insbesondere Vokale, die in der Standardsprache keine eindeutige Entsprechung haben, Sonderzeichen ein. Im Hochdeutschen wissen wir, dass das „o“ in „Zoo“ anders klingt als das in „morgen“. Fast ohne nachzudenken lesen wir das richtig. Um in der Mundart Zweifelsfälle auszuschalten wird das in „mòrje“ enthaltene o mit Akzent, dem Gravis, geschrieben: „ò“. Da der Laut lang zu sprechen ist, gibt das Wörterbuch die Schreibung „mòòrje“ vor.

Analog nennt es für „Sorgen“ „Sòòrje“. An dieser Stelle wird für mich persönlich ein Problem sichtbar, besser sollte ich sagen hörbar. Wenn ich beide Worte spreche, ist das „ò“ in Sorgen deutlich kürzer als das in morgen. Ich kenne viele ähnliche Beispiele. Und ich frage mich, wie weit man den an sich verständlichen Gedanken der Vereinheitlichung treiben darf, ohne zu einem verfälschten Ergebnis zu kommen.

Eine weitere Regel besagt, dass gleiche Laute gleich zu schreiben sind. Im Hochdeutschen wird der lange I-Laut mit i geschrieben (Anni), mit ie (wie), mit ih (ihn), mit ieh (ziehen). Die an sich naheliegende und wie bei „a“ und „u“ durchaus übliche Verdoppelung „ii“ kommt nicht vor.

Das wäre nicht weiter schlimm, würde nicht in unserer Mundart auch das ü zum i. Das dergestalt geschriebene „grien“ kann nun nämlich „kriegen“ und „grün“ bedeuten. Ähnliche Beispiele gibt es zuhauf; ich finde das nicht gut.

Letztes Beispiel für von mir als Schwachpunkt empfundene Regeln ist der kurze a-Laut. Am unbetonten Ende mehrsilbiger Worte taucht er auf als „er“ (Winter, Hammer, Rinder“. Daraus wird die Regel abgeleitet, den Laut immer als „er“ zu schreiben. Die Mundartwörter für dir, mir, man, er sollen demzufolge der, mer, mer geschrieben werden. Das an

hochdeutschen Standards geübte Auge liest das aber meist wie die ähnlichen Worte der, er, her, wer, die im Gegenzug mundartlich däär, äär, häär, wäär zu schreiben sind, wogegen aus quer gweer werden soll.

Völlig unberücksichtigt bleiben andere Sachverhalte, z.B. der Umstand, dass unser „sch“, das in der Regel auch das „ch“ ersetzt, sehr viel weicher gesprochen wird als im Hochdeutschen.

Ich gebe zu, dafür habe auch ich (noch?) keine Lösung gefunden. Manche Experimente habe ich mittlerweile wieder aufgegeben, weil der erzielte positive Effekt durch damit erzeugte neue Probleme zu teuer erkauft ist. Hierhin gehört z.B. die Trennung von Silben durch Apostroph, wenn eine unübersichtliche Gemengelage das Lesen erschwert oder falsche Aussprache provoziert. Ich denke allerdings, hier müsste nach einer Lösung gesucht werden.

Damit komme ich nun endlich zu meinem Verschriftungsverfahren. Jeder Autor möchte, dass potentielle Leser seinen Text so gut wie möglich lesen können. Für mich kommt hinzu, dass in meinen Mundartgottesdiensten die Gemeinde nach dem von mir ausgegebenen Textheft mitbetet und -singt.

Ich kann es mir nicht erlauben, dass wegen Leseproblemen das große Schweigen ausbricht. Dass das einigermaßen gelingt, bewies mir der Evangelische Kirchentag Hannover 2005. In einer Andacht und einem offenen Singen sangen rund hundert norddeutsche Teilnehmer (meine Frau und ich die einzigen aus unserer Region) problemlos aus meinem Liederheft, obwohl vorher noch nie jemand mit dieser Mundart und Schreibung zu tun hatte.

Sie taten das, was am ehesten weiter hilft: Das lesen, was da steht. Oft erschrickt man, denn gerade dies sind wir nicht gewohnt. Normalerweise reicht ein Blick aufs Papier, und wir schließen aus Fetzen und Bruchstücken auf Inhalt und Sinn des Gelesenen.

Bei Mundart funktioniert das oft erst nach einiger Übung. Warum das so ist? Wir haben es nicht als Kind gelernt, und wir tun es zu selten. Also ist uns geschriebene Mundart meistens nicht vertraut, zumal fast jeder Autor aus mehr oder weniger guten Gründen seine eigene Schreibweise pflegt.

Meine Mundart, die rheinfränkische, erlernte ich in Saarbrücken-Burbach, wo ich aufgewachsen bin. Ich denke, die meisten Saarbrücker und viele Menschen im Umland reden so oder so ähnlich. Zum Einstieg in meine Mundartschreibung reichen drei Minuten. Dann lesen Sie vielleicht nicht gerade wie ein ganz alter Hase, aber doch mindestens wie ein Hase mittleren Alters.

Mundart schreiben: Kompromiss zwischen Lautsystem des Dialekts und Schreibregeln der Hoch- oder doch besser Standardsprache. Ich möchte Mundart möglichst klanggenau wiedergeben, 'standarddeutschen Leseaugen' entgegen kommen, Lesehilfen einbauen und Fallen vermeiden. An Vorgaben der Schriftsprache lehne ich mich an, wenn sie eindeutige und klare Ergebnisse in einigermaßen treffender Lautung bringen (mehr erwarte ich ohnehin nicht).

Dabei bin ich nun mal kein Sprachwissenschaftler, werde also sowohl die Probleme, als auch meine Lösungsversuche laienhaft beschreiben. Die Fachleute bitte ich um Nachsicht, und bei den Anderen erhoffe ich eine direkte Verständigung von Laie zu Laie.

Auf geht's! Wie dehnt man Vokale? Nächstliegende Methode: Verdoppelung, also «aa», «ää», «ee», «ii» usw. Aber es gibt weit mehr Möglichkeiten. Beispiele gefällig? Die Schriftsprache verwendet z.B. für ein langes «i» das «ie» (Ziege), das «ih» (ihr), das «ieh» (ziehen) oder auch das einfache «i» (Stil).

Brauchbare schriftsprachliche Vorgaben bleiben erhalten. Wo es mir klarer schien, habe ich die Dehnung durch Verdoppelung dargestellt (Beispiel: kriegen wird zu grien, grün zu griin).

Ungewohnt auch «ò» bzw. «òò», die deutsche Schriftsprache kennt zwar den Laut, aber nicht diese Schreibweise. Es handelt sich um das z.B. aus morgen bekannte «o». Die Verschriftung der Standardsprache ist hier ungenau, trotzdem wissen alle auch ohne Akzent, wie man «morgen» ausspricht, weil sie es so erlernt haben. Im Dialekt ist das manchmal nicht so eindeutig.

Wie liest man im Standarddeutschen «er»? Na klar, es liegt zwischen eer und äär. Das stimmt nicht ganz. In «Schneider» z.B. klingt es eher wie ein ganz kurzes «a». Ich behalte das «er» meist bei, Ausnahme: z.B. die

Vorsilbe «ver», die durchaus mal «verr» und mal «va» mit kurzem «a» ausge-sprochen wird. In Mundart schreibe ich sie grundsätzlich «vá».

Ebenso verfare ich mit dá (unbetontes dir) und má (an, unbetontes mir)

Ich will das vielleicht willkürlich scheinende «Mal so, mal so» am Bei-spiel erhellen. Was heißt das standarddeutsche «der» im Dialekt? Die Frage ist schwieriger zu beantworten, als es zunächst scheint.

«Die Frau geht, der Mann bleibt.» Wie übersetzt man das? «Die Fraa gehd, de Mann bleibd.» Oder: «Der (Dieser) Mann geht, der (jener) Mann bleibt.» Hier bleibt es, weil es betont ist, im Dialekt beim «der». Der Mann hilft der Frau. Der ist beide Male unbetont, also: De Mann helfd dá Fraa. Lassen wir es dabei.

Woher wissen Sie, wann «st» wie «s-t» und wann wie «sch» ausge-sprochen wird? (Beispiel: Westen, Stück). Man muss es vorher wissen, denn aus dem Schriftbild ist es nicht zu entnehmen. Wie ist das im Dia-lect?

Härteren Konsonanten der Schriftsprache (p, t, k) entsprechen in unse-rer Mundart oft weichere (b, d, g). So tritt auch an die Stelle des «t» in «st» ein «d». Schriebe man nun aber «sd», spräche dies, da es eine solche Konvention nicht gibt, niemand wie «schd» aus.

Ausweg, wenn auch etwas umständlich zu lesen und zu schreiben: tat-sächlich «schd» schreiben, wenn es so gelesen werden soll. Auf diese Weise wird aus dem standarddeutschen Stock im Dialekt der Schdogg. Und das «sch» wird auch noch weicher gesprochen als im Standarddeutschen. Kompliziert, oder? Nein, natürlich nicht.

Soweit alles klar, denke ich. Apropos denke. Das «nk» wird im Deut-schen gesprochen wie «ng» mit angehängtem «k». Man könnte also «ngk» schreiben. Nun wäre im Dialekt das «k» durch ein zweites «g» zu ersetzen. Also «ngg»?

Eigentlich ja, aber nicht das Gelbe vom Ei. Kompromiss: Bank/Banken wird zu Bank/Bangge. Unregelmäßig, nicht ganz korrekt, aber Bank ist besser lesbar als Bangg - und den Unterschied hört man ohnehin nur bei so überdeutlicher Aussprache, wie sie in unserer Mundart, aber wahrscheinlich auch im Hochdeutschen nicht gepflegt wird.

Letzter Hinweis: Das «z» wird nach meiner Beobachtung in meinem Dialekt mal «ts» und mal «ds» gesprochen. Da, wo «ds» gesprochen wird, schreibe ich es auch so. Im Falle «ts» verwende ich wie in der Schriftsprache das «z» (Beispiele: Wudds, Zeid). Das «z» stets als «ds» zu schreiben, das wäre mit meiner Sprechpraxis schwer in Einklang zu bringen.

Muss man es so kompliziert machen? Das darf man sicher fragen. Und ich verstehe die Beweggründe derer, die Stock und Wutz schreiben, auch wenn Schdogg und Wudds gesprochen wird. Wer die Mundart spricht, so sagen sie, weiß ja ohnehin, wie zu lesen ist. Ist es wirklich so? Ja und nein.

Problem Nr. 1: Wer diese Mundart nicht genauso spricht wie der Autor, erfährt so nicht mal andeutungsweise, wie der Text klingen sollte. Ganz hervorragende pfälzische Mundarttexte, die so geschrieben sind, hörte ich kürzlich in der Interpretation von Standarddeutsch-Sprechern. Die lasen, was da stand. Sie wussten es nicht besser. Aber Pfälzisch klingt anders.

Problem Nr. 2: Die Großzügigkeit gegenüber der Schreibweise kommt oft auch daher, dass das Standarddeutsche nicht korrekt gesprochen wird. Wer gewohnt ist, Stock wie Schdügg auszusprechen, fragt aus seiner Sicht zu Recht, wo denn bitte der Unterschied liegt. Das aber, so denke ich, hat das Standarddeutsche nicht verdient; immerhin ist es auch eine schön-e Sprache.

Letzte Erklärung: Unser Dialekt zeichnet sich aus durch die Art von Maul-faulheit, die das Englische mit zur Weltsprache gemacht hat. Dies bedeutet, im Dialekt werden oft zwei oder mehr Worte zusammengezo-gen; am Englischen wird eben dies als Stärke gelobt.

Um diese Gebilde lesbarer zu machen, verwende ich manchmal das Apo-stroph-Zeichen « ' » und zwar nicht nur als Auslassungszeichen, sondern auch zur Verbindung und Gliederung langer oder unübersichtlicher Wortbilder oder bei Worten, bei denen ohne diese Hilfe die Gefahr des Falschlesens größer als gewöhnlich ist.

Beispiele gefällig? Bitte sehr: «war'á» (war er), «dass'se» (dass sie), «sim'má» (sind wir), «wääsch'de's» (weißt du es).

Und schließlich: Gewiss könnte man all diese Zweifel durch Anwendung der Lautschrift minimieren. Aber so wichtig mir halbwegs korrektes Schreiben ist, noch wichtiger ist mir, dass man mich lesen kann und will (und liest!). Und wer kann schon Lautschrift lesen? Ob diese Leute ausge-rechnet Peter Eckert lesen wollen? Nicht völlig auszuschließen, aber...

Es lebe also der Kompromiss. Oder?

